

Aus meinem Leben

C l a r a F i l s c h k e

geboren am 20. Februar 1874 in Hoffenthal, Labrador,
heimgegangen am 17. Januar 1942 in Herrnhut

Erzählungen über das Leben in Labrador und das Miteinander mit den Eskimos



HINWEIS:

Die nachfolgenden Erzählungen wurden stilistisch nur ganz geringfügig bearbeitet, der heutigen Orthographie angepasst und mit einigen Anmerkungen versehen. Die damals gebräuchlichen, heute als verunglimpfend empfundenen Bezeichnungen »Eskimos« (d. h. Rohfleisch-Fresser), »Heiden« und »Krüppel« wurden um der Authentizität der Erzählungen willen beibehalten. Ebenso wurde auf eine gender-gerechte Sprache verzichtet. Das Titelfoto entstammt Familienbesitz. Die Labrador-Landkarte am Schluss ist die Bearbeitung einer Karte auf der »Newfoundland and Labrador Heritage Web Site«.

Sowohl von der Autorin der nachfolgenden Erzählungen, Clara Pauline Filschke geborene Rinderknecht (geboren am 20. Februar 1874 in Hoffenthal/Hopedale, Labrador, heimgegangen am 17. Januar 1942 in Herrnhut), als auch von deren Ehemann, Carl August Filschke (geboren am 22. Oktober 1869 in Nieder-Peilau/Pilawa, Schlesien, heimgegangen am 4. Dezember 1947 in Herrnhut), existieren Lebensläufe, die sich im Besitz der Familie befinden. Carl August Filschke hat sowohl seinen eigenen, sehr ausführlichen Lebenslauf verfasst als auch den Lebenslauf seiner knapp sechs Jahre vor ihm heimgegangen Ehefrau.

Auf Anregung der verehrten Frau Pastor Hochstraaten¹ will ich versuchen, etwas aus dem Leben der Eskimofrauen mitzuteilen.

Ich habe 17 Jahre mit meinem Mann in Labrador unter den Eskimos gewohnt. Auch meine ersten fünf Kindheitsjahre habe ich schon dort verbracht, weil ich die Tochter eines Missionars bin,² der selber dort 25 Jahre lang gearbeitet hat. Nur waren meine Eltern auf den südlichen, schon mehr zivilisierten Stationen³ tätig, während wir in Okak angingen und später immer weiter nach Norden rückten. Unsere letzten vier Jahre verbrachten wir sogar am nördlichsten Ende der langen Halbinsel Labrador, in Killinek.

¹ Gemeint ist hier offensichtlich die Niederländerin Amanda Augusta van Hoogstraten-Schoch (1869-1951). Sie wirkte als Schriftstellerin, verfasste mehr als 30 Bücher und war auch Mitglied im Stadtrat von Zeist. Ihr Ehemann Gerard van Hoogstraten (1870-1920) war ab 1905 reformierter Pfarrer in Zeist. Mehr zu A. A. von Hoogstraten-Schoch hier: <https://www.geheugenvanzeist.nl/articles/amanda-van-hoogstraten-schoch/>.

² Gemeint ist der aus Königsfeld im Schwarzwald stammende Friedrich Wilhelm Rinderknecht (1836-1918), der von 1865 bis 1892 in Labrador arbeitete (davon 23 Jahre mit seiner Ehefrau Charlotte geb. Thiess, mit der er acht Kinder in Labrador bekam) und dann im Schloss in Berthelsdorf als Konferenzdiener arbeitete. Die Zahlenangabe »25 Jahre« ist eine Netto-Angabe abzgl. gut zwei Jahre Heimaturlaub. Mehr zu Friedrich Wilhelm Rinderknecht hier: <https://t1p.de/405x3>.

³ Gemeint sind die Stationen Nain (gegr. 1771), Hoffenthal/Hopedale (gegr. 1782) und Zoar (gegr. 1865). Insgesamt hatte die Brüdergemeine an der ca. 1.000 Kilometer langen Labrador-Küste - westlich gegenüber von Grönland - acht Missionsstationen: außerdem noch von Süd nach Nord: Makkovik (gegr. 1896), Okak (gegr. 1776), Hebron (gegr. 1830), Rama (gegr. 1871) und Killinek (gegr. 1904). Heute gibt es noch Gemeindeglieder in Nain, Hopedale, Makkovik und Happy Valley-Goose Bay. Die anderen Stationen mussten im 19. und 20. Jahrhundert v. a. aus politischen und gesundheitlichen Gründen aufgegeben werden. Mehr dazu hier: <https://www.thecanadianencyclopedia.ca/en/article/moravian-missions-in-labrador-emc>.

Mein Mann war schon gut zwei Jahre im Lande tätig, als ich 1899 als seine Braut nachkam.⁴ Unsere Hochzeit oder Trauung fand in Okak statt. Das war natürlich ein großes Ereignis für die Leute und die Kirche war sehr gut gefüllt. Ich lebte mich bald ein. Die Leute (Eskimos) kommen einem recht freundlich entgegen. Ich jedoch hatte Mühe, sie kennenzulernen. Man sieht zuerst wenig Unterschied in den Gesichtern. Und besonders die Sprache ist ein rechtes Hindernis.



Koloriertes Foto der Missionsstation Okak auf einer Postkarte von 1907. Im Mittelgrund das Missionsschiff »Harmony«, das jeden eisfreien Sommer die Missionsstation anlief und die einzige Verbindung zur Außenwelt darstellte.

Im Winter beteiligte ich mich am Halten der Strick- und Nähschulen. Damals waren bei uns 40 Mädchen in der Schule. Die Kindersterblichkeit hat aber zuletzt sehr zugenommen,⁵ so daß jetzt durchschnittlich nur noch 20 bis 25 Mädchen die Schule besuchen. Die Mädchen sind für gewöhnlich gelehriger und eifriger in der Schule als die Knaben. Besonders im Singen kann man besser mit den Mädchen üben als mit den Knaben. Mit 13 Jahren beenden sowohl die Mädchen als auch die Knaben die Schule.

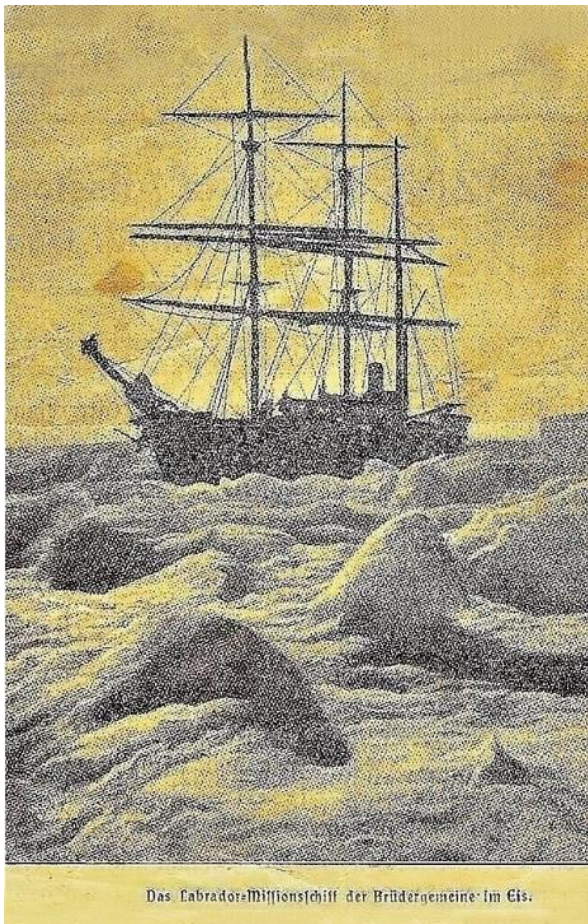
⁴ In seinem Lebenslauf erzählt Carl August Filschke seine Brautgeschichte: *Im Sommer 1898 erhielt ich von Brd. B. La Trobe meinen endgültigen Ruf für Labrador. Es wurde mir auch mitgeteilt, an meine Verheiratung zu denken ... Nach einigen Aussprachen mit den Geschwistern ... schrieb ich an Brd. B. La Trobe, daß es mir lieb wäre, wenn die ledige Schw. Klara Rinderknecht als meine Braut nach Labrador kommen würde, deren Eltern auch im Missionsdienst in Labrador gestanden hatten und nun im Schloß zu Berthelsdorf wohnten. Dadurch war diese Familie den Brüdern in der Missions-Direktion gut bekannt. Ich kannte weder diese Schwester noch ihre Eltern. Natürlich war auch ich ihnen völlig unbekannt ... Mein Wunsch wurde erfüllt. Am 24. Februar 1899 wurde unsere Verlobung veröffentlicht. Meine Braut ging dann bald nach England, wo sie in Bedford etwas mehr Englisch lernte. Die Nachricht von meiner Verlobung erhielt ich im Juli, als die ersten Briefe nach Okak kamen ... Mit großer Erwartung sah ich nun der Ankunft des nächsten Schiffes entgegen. Am 30. August kam das Schiff »Norman« mit meiner Braut und Schw. Hilberg, der Braut von Brd. Merten, in Okak an. Brd. Merten befand sich in Rama. Mit der Ankunft dieses Schiffes in der Bucht von Okak geschah ein Naturschauspiel, wie es wohl noch nie an diesem Ort stattgefunden hatte. Als das Schiff in die Bucht einfuhr, stand eine große Regenwolke darüber, im Westen aber stand die Sonne. So entstand über dem Eingang zu dieser Bucht ein wunderbarer Regenbogen. Mit dem einen Fuß stand er auf dem südlichen Ufer, mit dem anderen auf dem nördlichen. Ein ergreifend schöner Anblick. So baut Gott seinen Boten Ehrenpforten und Friedensbögen auch im arktischen Labrador... Am Sonntag, dem 10. September 1899, wurden wir von Brd. A. Asboe in der Kirche zu Okak getraut.*

⁵ Die Zunahme der Kindersterblichkeit wie der allgemeinen Sterblichkeit bei den Inuit im 19./20. Jahrhundert hatte mit der Zunahme ihrer Kontakte zu Europäern – vor allem Matrosen und Händler – zu tun. Die Europäer brachten Krankheiten nach Labrador, mit denen das Immunsystem der Inuit nicht fertig wurde.



Strickschule für drei Inuit-Kinder und für zwei Missionskinder 1915 in Hoffenthal/Hopedale. Fotograf: Ernst Bohlmann. © Memorial University of Newfoundland, St. John's, Canada, Digital Archives.

Die Konfirmation erfolgt erst später, nicht vor dem 17. Lebensjahr, und nur dann, wenn die Betroffenen einen unbescholtenen Lebenswandel geführt haben und sich selber bei dem Missionar melden. Das 17. Lebensjahr ist für die Mädchen auch insofern wichtig, dass sie sich nun verheiraten können. Die jungen Männer müssen 20 Jahre alt sein und es wird jetzt sehr darauf geachtet, daß so ein Heiratskandidat seine Frau auch ernähren kann. Dazu gehört, daß der Heiratskandidat eine Flinte besitzt, einen Kajak - das ist ein einsitziges Fellboot, welches zur Seehundjagd notwendig ist - und, wenn möglich, auch ein eigenes Netz.



Das Labrador-Missionsschiff der Brüdergemeine im Eis. Koloriertes Foto auf einem Plakat um 1900. Die Brüdergemeine besaß über 178 Jahre hinweg insgesamt 13 eigene Missionsschiffe mit eigener Besatzung. Fünf dieser Schiffe trugen nacheinander immer wieder den Namen »Harmony«. Das erste noch auf Geheiß N. L. von Zinzendorfs in New York gebaute Missionsschiff von 1748 hieß »Irene«. Daneben – und dann in späteren Jahren – bediente man sich zur Versorgung der vielen Missionsstationen an der Labrador-Küste und in der Karibik auch fremder Schiffe. Siehe: <http://www.fmoran.com/irene.html> und siehe: https://en.wikipedia.org/wiki/Moravian_Church_Mission_Ships.

Wenn nun so ein junger Mann auf Freiersfüßen geht, kommt er zum Missionar, teilt ihm sein Vorhaben mit und nennt das Mädchen. Ist alles in Ordnung, so werden zuerst die Eltern des Mädchens gerufen. Sagen dieselben »Ja«, dann muß das Mädchen selbst noch seine Zustimmung geben. Meist sträubt es sich erst und vergießt einige Tränen, aber schließlich wird es doch ein »Ja«! Dann wird die Zeit der Trauung bestimmt und das Brautpaar hat sich beim Missionar einzufinden. Die ganze Gemeinde – außer den Kindern – ist für gewöhnlich anwesend und das Brautpaar sitzt in der Mitte auf zwei Schemeln. Ist nun der Gottesdienst vorüber und beide haben auf die Trauungsfragen ihr »Ahaila« (Ja) geantwortet, so kommen sie nochmals zum Missionar und es werden ihnen noch einige gute Ermahnungen mitgegeben zur Führung eines christlichen Hausstandes. Dann geht zunächst der Mann und ihm hinterher die Frau nach Hause. Dort ist nun keine besondere Festlichkeit. Alles, was die Braut zu tun hat, ist, daß sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammenpackt und sogleich in das Haus ihres Mannes zieht. Meist wohnen die jungen Eheleute zuerst bei des Mannes Eltern, später dann vielleicht bei den Eltern der Frau. Darüber gibt es keine unumstößliche Regel. Meist machen das die Angehörigen unter sich aus.

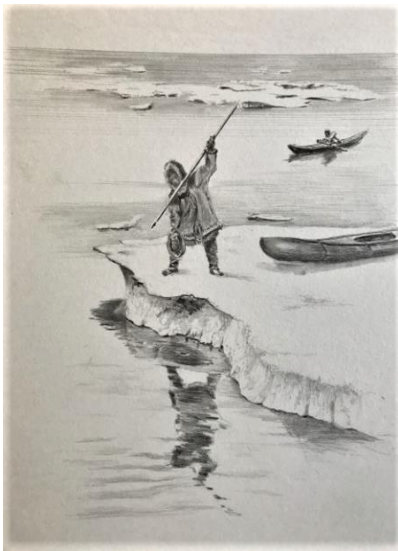


Während die Inuit während der langen Wintermonate meist in »Iglus« (Schneehäusern) lebten, bewohnten sie während der kurzen Sommerzeit ein »Sod House« (ein mit Grasstreifen bedecktes Erd- oder Holzhaus) oder sie zogen mit Zelten aus Leder in ihre Jagdgebiete. Foto links: 1896 in Okak aufgenommen. © Memorial University of Newfoundland, St. John's, Hettasch-Collektion. Foto rechts: Aufnahmejahr und -Ort unbekannt. © Social Sciences and Humanities Research Council of Canada, James Cotter Collection.

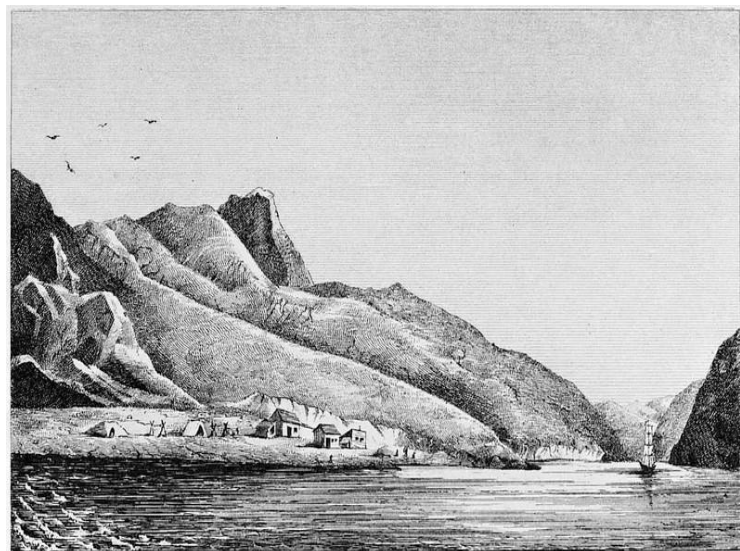
Die Frauen haben ihren Teil zum Unterhalt der Familie beizutragen. Ist der Mann ein guter Seehundjäger, dann hat die Frau viel zu tun. Die Felle der Seehunde zuzubereiten und zu reinigen, ist ihre Hauptarbeit. Felle von kleinen Seehunden werden nur gewaschen und getrocknet. Sie werden für Fellkleider, Hosen für Mann und Frau und zu niedrigen Schuhen verarbeitet. Selbst die kleinsten Abfälle werden noch gebraucht für Taschen aller Art, Lampenteller und dergleichen, verziert mit Perlen. Diese Sachen bringen die Eskimofrauen zu uns ins Missionshaus und

tauschen dafür allerlei Dinge ein: z. B. Strümpfe, Hemden, Wolle, alte Kleiderröcke, Unterröcke, Taillengürtel, Blusen, Schürzen, Stricknadeln - kurz, was sie gerade brauchen und was sie im Laden nicht kaufen können.

Die Felle der großen Seehunde werden gereinigt und von Haaren befreit, in großen Rahmen ausgespannt oder am Haus mit Nägeln befestigt. Dabei müssen die Frauen sehr aufpassen, daß solch ein Fell nicht verbrennt. Wird es zu dürr, dann taugt es nicht viel und die daraus zu fertigenden Stiefel zerreißen später leicht. Es gibt weiches Schaftleder und dickes Sohlenleder. Die Stiefel sind ein guter Verdienst für die Frauen. Für ein Paar gut genähte Stiefel erhalten sie zwei Dollar (acht Mark) und manchmal noch mehr. Dieselben haben einen guten Markt in Kanada und werden dort oft für fünf Dollar verkauft. Je mehr also der Mann erjagt, desto besser ist es für die Frau.



Zwei Inuit beim Seehundfang. Zeichnung ohne Jahr von Bill Needs. © Moravian Archives in Bethlehem/PA.



Die Missionsstation Rama mit einigen Zelten der Inuit. Rechts unten das Missionsschiff »Harmony«. Zeichnung eines unbekannten Künstlers vor 1884. © Unitätsarchiv in Herrnhut.

Das Seehundfleisch ist außerdem die Hauptnahrung unsrer Leute und es gehört unbedingt zu ihrem Wohlbefinden. Wir bedauern es sehr, wenn die Leute anfangen, europäische Kost zu essen, denn diese gibt ihnen nicht die Kraft, die sie für ihren rauen Lebensberuf brauchen.

Viele Frauen flechten auch Stroheckel und bringen sie zum Verkauf. Das alles sind aber mehr Arbeiten für die endlosen Wintermonate. Im Frühjahr, sobald das Eis anfängt schlecht zu werden, ziehen die meisten Eskimo-Familien auf ihre angestammten Fischplätze. Einige gehen Forellen fischen, dieselben haben ihre

Plätze am Ausfluß der Bäche ins Meer, wo die Leute dann ihre Netze aufstellen. Die Cadfischer fangen erst im Juli oder August richtig an. Sie fischen mit der Leine und da müssen nun die Frau, die Töchter und Söhne, sobald sie können, mithelfen. Hilfe ist dann auch nötig beim Splitten, Salzen und Trocknen. Ist der Fisch - Ende September und Oktober - getrocknet und im Laden abgeliefert, rüstet sich die Familie wieder für den Seehundfang. So ist das Leben ein ständiges Wechseln zwischen Fisch- und Seehundfang, um das Nötige für den Unterhalt zu finden.



Eine Frau kümmert sich um den Fisch unter Kajaks auf einem Tatigek (Holzgerüst) in der Missionsstation Rama. Foto von Adolf Stecker. © Moravian Archives Bethlehem/PA.

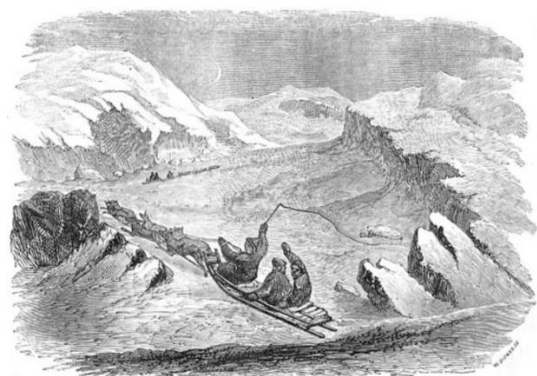
Leider ist unter den Eskimofrauen das Rauchen gang und gäbe, ja, oft sind die Frauen stärkere Raucher als ihre Männer. Wenn die Eskimos in den Laden kommen, dann kommen gewöhnlich Mann und Frau zusammen. Meist nimmt beim Einkauf der Tabak die erste Stelle ein, dann erst wird nach Brot (Schiffszwieback) und Tee gefragt. Natürlich lieben die Eskimofrauen auch bunte Stoffe und seidene Bänder. Süßigkeiten sind auch sehr beliebt. Sie verstehen es, aus Sirup und altem Schiffszwieback ein berauschendes Getränk zu bereiten. Sie dürfen das zwar nicht, aber es kommt immer wieder vor. Auch Tanzen ist beliebt bei ihnen. Leider artet das alles schnell aus, so daß immer viel ermahnt werden muss. Nur sehr selten gibt es alte, ledige Mädchen, denn meist sind die Männer in der Überzahl, so daß eigentlich jedes Mädchen heiraten kann.

In Okak gab es zu meiner Zeit ein 40-jähriges lediges Mädchen. Dieses war von seiner Geburt an ein Krüppel, die ganze rechte Seite war wie gelähmt. Sogar dieses Mädchen bekam noch einen Mann, zwar einen recht alten, aber sie pflegte ihn doch einige Jahre, bis er starb. Nachdem sie Witwe geworden war, nahm sie noch ein anderer alter Mann zur Frau. Auch diesen anderen Mann überlebte sie. Sie ist ein Original und jeder, der einmal in Okak war, kennt sie. Sie lebt übrigens immer noch und das, obwohl sie oft recht kränkelte.

Unsere letzte Station war, wie schon erwähnt, Killinek. Das ist die nördlichste und einsamste Stelle an der ganzen Labrador-Küste. Ich habe vier Jahre dort mit keiner gleichgestellten Frau verkehren können. In den südlicheren Stationen besteht eher mal die Möglichkeit, sich gegenseitig zu besuchen. Das geschieht im Winter mit dem Hundeschlitten und ist jedes Mal eine interessante Fahrt. Doch Killinek liegt



Die Missionsstation Killinek. Koloriertes Foto Zwischen 1913 und 1917. © Peary-MacMillan Arctic Museum in Brunswick/ME.



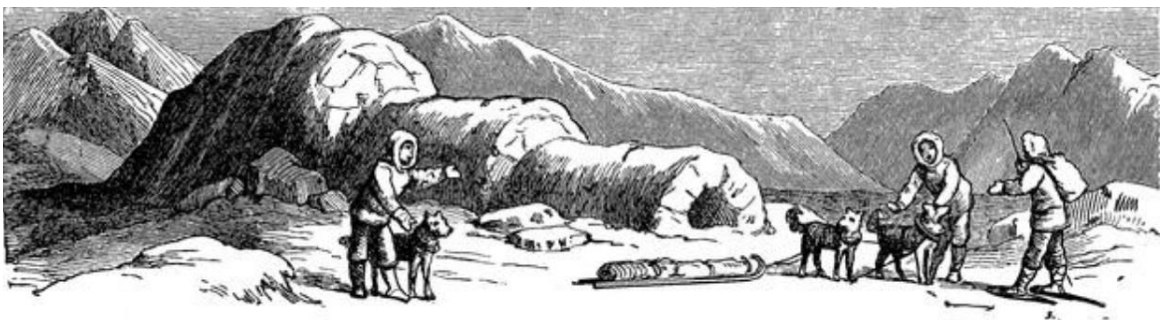
Schlittenfahrt durch Labrador im Winter. Zeichnung von W. Dicker aus dem Jahr 1912. © Anglican Mission Labrador.

zu weit entfernt, um im Januar oder Februar – bei Kälte und kurzen Tagen – so eine Reise zu unternehmen. Sie dauert selbst bei schönem Wetter und gutem Weg oft acht Tage und ist selbst für einen Mann sehr anstrengend. Niemand unternimmt solch eine Reise freiwillig. So waren wir in Killinek auch von jeder ärztlichen Hilfe vollständig abgeschnitten. Da ist es denn sehr notwendig, daß der Missionar etwas von Medizin versteht, damit er sich und den Leuten helfen kann. Lehrer muß er auch sein und er muß in praktischen Dingen Bescheid wissen. Der Missionar ist hier Tischler, Schlosser, Klempner, Ofensetzer und -putzer, Schornsteinfeger, Dachdecker, Bäcker und auch Jäger, wenn es mal etwas zu schießen gibt.

Das Fotografieren ist den Leuten dort noch etwas sehr Merkwürdiges, ja manchen Leuten ist es sogar nicht geheuer. Es kommt ihnen wie Zauberei vor. Das muss aber nicht verwundern. Da die Leute meist erst als Erwachsene getauft werden, ist noch viel Aberglaube bei ihnen vorhanden.

In den ersten Wintern haben wir dort auch die Schneehäuser der Leute kennengelernt. Sie bauen dieselben meist an den Bergabhang, wo der Schnee recht tief liegt. Dort schneiden sie mit dem Schneemesser große Quader aus. Dieselben bilden die Wände und werden rund herum zusammengestellt; die Ritzen werden mit losem Schnee zugefüllt; das Dach ist rund wie eine Kuppel. Eine glatte durchsichtige Eisscheibe – von Süßwassereis – wird als Fenster eingesetzt. Eine Erhöhung, etwa so hoch wie ein Sofa, bildet den Schlafplatz. Darauf werden Bretter gelegt, dann die Betten. Dieselben bestehen aus Renntierfellen zum Daraufliegen und aus wollenen Decken zum Zudecken. Specklampen verbreiten Licht und Wärme.

Ein neues Schneehaus ist nicht kalt. Dort kann man es schon aushalten. Je älter es aber wird, desto mehr vereisen die Wände und dadurch entsteht schlechte Luft und es wird immer kälter. Die Tür ist ein Schneeblock, der nach Belieben auf- und zugemacht wird. Vor dem eigentlichen Wohnraum befindet sich ein anderer, oft recht geräumiger Platz, wo sich die Hunde bei schlechtem Wetter aufhalten. Den Eingang bildet ein ziemlich langer, gewundener, aber auch sehr niedriger Gang.



Zeichnung aus den »Arctic Explorations in the Years 1853, 54, 55«, Band I, von Dr. Elisha Kent Kane, Philadelphia/PA 1856.

Die Specklampen sind flache ovale Steine, die in der Mitte etwas vertieft sind. In die Vertiefung kommt Seehundöl und Moos als Docht. An einem Stöckchen wird Speck über die Flamme gehängt. Durch die Wärme zerläuft der Speck und so nährt die Flamme sich selber. Sind nun mehrere Flammen oder Lampen vorhanden, so wärmt auch dies den Raum. Die Leute ziehen aber doch Holzhäuser den Schneehäusern vor, da sie auch viel mit Rheumatismus zu tun haben, was ja nicht verwundert, wenn man bedenkt, wie es uns gefallen würde, einfach so auf Schnee zu schlafen. Andererseits sind die Schneehäuser aber reinlicher. Denn, wenn es den Leuten in einem Schneehaus zu schmutzig wird, so bauen sie eben ein neues. So sieht man oft drei oder vier nebeneinander gebaute, alte Schneehäuser. Die Holzhäuser sind oft recht luftig. Darum werden sie mit Steinen, Gras und Moos versetzt, so daß man eigentlich wenig von den Häusern sieht. Sie heben sich kaum vom felsigen Hintergrund ab.

Die Vegetation ist zwar sehr dürrtig, aber nicht ganz ohne Reiz. Es gibt z. B. allerliebste kleine Blümchen. Aber alles, was wächst, ist sehr klein, so daß man recht gründlich danach suchen muß. Von Gärten ist noch nichts zu haben. Der Winter ist zu lang und der Sommer zu kühl. Es gibt wohl einzelne schöne, warme Tage – Stunden möchte man fast sagen, denn fast immer wechselt die Temperatur mit der Flut. Dieselbe steigt dort jedes Mal 15 bis 18 Fuß, was besonders zu Anfang sehr interessant zu beobachten ist, besonders im Frühjahr, d. h. im Juni oder im Juli, wenn das Eis endlich aufbricht. Dann wird durch die Gewalt des Wassers doch allmählich das Eis morsch und zerrieben. Die Sonne, der Wind und der Regen, auch Schnee – nasser Schnee – helfen beim Tauen. Im Juli hat es in Killinek den letzten Schnee und im August schon wieder den ersten Schnee. Hier gibt es keinen Baum und keinen Strauch. Wollen die Leute Brennholz, so müssen sie einen Tag oder zwei Tage nach Süden reisen, wo sie meist etwas Treibholz finden können.



Die Arktische Flora bei Makkovik

Unser Holz zum Feuern kam immer aus Okak oder aus Nain und wurde von unserem Schiff, der Harmony, zusammen mit Kohlen von Neufundland nach Killinek gebracht, ebenso alles andere, was zum Lebensunterhalt notwendig ist: Mehl, Butter, Zucker, Büchsenfleisch, Salz, Petroleum, Kleiderstoffe, Kaliko⁶, das gebraucht wird zum Zelten. Die Leute wohnen ja im Sommer fast durchgängig in Zelten. Kurz: alle Handelsartikel kommen nur einmal im Jahr. Was man im Vorjahr vergißt zu bestellen, das muß man über ein Jahr entbehren oder man versucht, die vergessenen Sachen im Winter von einer anderen Station zu bekommen. Die Post kommt nur zweimal im Jahr regelmäßig. In Winter wird von Killinek aus ein Schlitten nach

⁶ Kaliko ist ein glattes und dichtes Material aus Baumwollfasern in Leinwandbindung. Die Fasern werden häufig nicht bearbeitet oder gebleicht, was dem Stoff eine rustikale Note verleiht. Die Rückstände der Baumwollpflanze geben dem Stoff eine gräuliche Farbe. Die einzelnen Fäden laufen überkreuz, so dass ein besonders festes und dichtes Gewebe entsteht. Kaliko ist jedoch weniger steif als Canvas oder Denim. Aufgrund seines unbearbeiteten Zustandes ist der Stoff üblicherweise recht preiswert.

Süden und wieder zurück geschickt. Und im Sommer bringt uns die liebe Harmony die Post von der Familie und die Dienstpost. Das sind dann immer recht aufregende und fröhliche Zeiten mit vielen Neuigkeiten.

Was frisches Fleisch anbetrifft, so sind es hauptsächlich die Schneehühner, die auf ihrem Zug von Süden nach Norden im April oder Mai in Scharen durchkommen und von uns gern gefangen oder geschossen werden. Wir konservierten meist so viele wie möglich – oft einige Hundert. Hasen gibt es gelegentlich auch; so hatten wir zwei Hasen im letzten Winter. Rentiere sind auch bei den Leuten sehr beliebt. Sobald jemand Spuren von ihnen gesehen hat, gehen die Männer auf Jagd. Sie bekommen aber doch selten mehr als zwei auf einmal. Da fällt dann für uns nicht viel ab; vielleicht eine Keule! Vom Seehund essen wir gern die Leber. Manchmal bekommt man auch einen Lachs oder schöne, große Süßwasserforellen und Cad-fisch im Sommer. Frisches Gemüse gedeiht nicht. Da sind wir auf Büchsen und getrocknetes Gemüse angewiesen. Dank der Freundlichkeit vieler lieber Missionsfreunde – auch gerade hier aus Zeist – haben wir daran keinen Mangel gehabt. Etwas Pilze fanden wir in Killinek auch. Allerdings stehen sie so vereinzelt, daß das Suchen sehr zeitraubend ist. Aber die Kinder, die fast den ganzen Tag im Freien waren, brachten oft einige Pilze mit. Dann schmeckten sie uns in der Suppe recht gut. Sauerampfer-Sauce war auch ein beliebtes Gericht und reichlich vorhanden. Kuh- oder Maiblumenblätter – als Spinat oder Salat zubereitet – lernt man ebenfalls zu allerlei zu gebrauchen. Man beachtet sie sonst nicht so sehr. Auch die sogenannte »Fette Henne« oder Eismyrte ist durchaus eßbar. Manche lieben ihre Wurzeln, andere essen eher das Grüne. Sehr gefehlt haben uns die Beeren, die man sonst auf jeder Station hat. Und besonders die Kinder haben die Beeren sehr vermißt.

In Killinek wohnen auch noch zwei Heidenfamilien: zwei Brüder, die beide noch zwei Frauen haben und darum noch nicht getauft werden durften. Dabei hielten sie sich ganz zu uns und kamen beinahe fleißiger zur Kirche als die Christen. Vor zwei Jahren durfte mein Mann auch drei Frauen taufen; zwei Witwen mit ihren Kindern und eine verheiratete Frau. Die eine Frau arbeitet im Haus für Seehunds-Speck. Das ist auch Frauenarbeit. Derselbe wird im Winter geklopft und geschnitten. Im Mai wird dann damit begonnen, ihn in die Sonne zu stellen, wo er zerläuft und wo sein Öl in große Fässer gefüllt wird. Auch zur Hausarbeit sind die Frauen meist recht anständig. Und die Mädchen kommen gern zu uns und zu den Missionskindern. Als Kindermädchen sind sie oft recht brauchbar.

Die Kleidung der Frauen besteht im Winter aus Fellhosen, Blankettstrümpfen oder auch gestrickten Strümpfen und Seehundstiefeln. Im übrigen gehen sie mit Rock und Kleidern so wie wir. Sie nehmen sich gern unsere Sachen zum Muster und sind wirklich nicht ungeschickt zum Nachmachen. Nur über alles tragen sie ihr ättigêk, das ist ein aus weißem Deckenstoff gefertigtes, jackenähnliches Kleidungsstück, das vorn eine kürzere und hinten eine größere Länge hat und außerdem auf dem



Undatiertes Foto von Anna, einer Inuit-Ehefrau und Mutter mit ihrem ersten Kind. © Moravian Archives.



Foto aus dem 20. Jh. von einer Inuit-Ehefrau und Mutter aus Hopedale mit ihren Kindern © Provincial Archives of Newfoundland and Labrador, St. John's.

Rücken so geräumig ist, dass kleine Babys im Alter von bis zu zwei oder drei Jahren darin sitzen können. Der Rand ist oft mit weichen jungen Hundefellen verbrämt und mit einer – auf schwarzem Tuch mit bunter Wolle – gestickten Kante besetzt, die wieder mit rotem Band abgegrenzt ist. Diese Arbeiten werden meist in Kettelstich gestickt und nach eigener Phantasie aus freier Hand ausgeführt.

Jetzt im Februar/März ist in Labrador die kälteste und dunkelste Zeit. In sehr strengen Wintern sinkt die Temperatur schon im Dezember auf 20° bis 25° Kälte und geht dann im Januar bis 30° Kälte und darunter. Oft befindet sich das Quecksilber tagelang ganz unten in der Thermometer-Kugel. Manchmal hält sich dann die Kälte nicht nur wochenlang, sondern monatelang beständig zwischen minus 30° und 20°. Auch unser erster Winter in Killinek war so kalt - bis in den April hinein. Wir dachten, daß es gar nicht Frühjahr werden würde, aber schließlich stieg doch langsam die Temperatur hinauf und im Mai fing das Eis an, in der Sonne zu tauen. Im selben Jahr hatten wir auch sehr viel Schnee. Noch im Juli watete man an der Berglehne durch viele Fuß tiefen Schnee. Erst ganz langsam, dann immer schneller – ja zusehends – verschwindet auch das Letzte von ihm. Es gibt Stellen, wo der Schnee

immer liegen bleibt, aber es gibt auch Jahre, wo man zum Schluß – im August und im September – keinen Schnee mehr sieht. Wenn es auch oft im August schon wieder schneit, so bleibt doch der Schnee vom Vorwinter nicht liegen.

Die kurzen, kalten Tage wollen uns freilich oft nicht gefallen. Und die armen Kinder haben viel auszustehen von der Kälte, besonders die Allerkleinsten. Da darf man das Feuer Tag und Nacht nicht ausgehen lassen. Man muß sich mit Wärmflaschen oder auch mit warmen, wollenen Sachen behelfen. Ich habe freilich unserem kleinen Buben⁷ alle Nächte zwei Müffchen und Fäustchen über die Händel gezogen. Dann hat man ja auch die schönen weichen Eiderdaunen, die man in die Betten füllt. Dieselben wärmen besser als ein gewöhnliches Federbett. Auch stand unser Kleiner stets in der Stube, nicht sehr weit entfernt vom Ofen. Man versucht ja, die Kinder so gut wie möglich abzuhärten, aber so wie unsere Eskimos kann man es doch nicht machen. Die gehen ja bei jedem Wetter raus, wenigstens die Kälte schreckt sie nicht. Nur der Stöber⁸ ist auch für sie gefährlich, vor allem, wenn er so dick ist, daß die Eskimos kein Land und keine Spur mehr sehen. Dann ist auch schon mancher von ihnen liegen geblieben und erfroren.

Im Gegensatz zu dieser kalten, dunklen Zeit steht dann die Frühlings- und Sommerzeit. Ist erst die Tag- und Nachtgleiche erreicht, dann macht sich die Sonne schon durch ihre Wärme angenehm bemerkbar und ich saß gern dergestalt in der Stube, daß die Sonne meinen Rücken wärmte. Auch nimmt von da an die Länge der Tage zu. In den Monaten Juni und Juli braucht man gar keine Lampen mehr, selbst wenn man bis 24.00 Uhr aufbleibt. Ich habe – allerdings am Fenster sitzend – noch um Mitternacht lesen können und um 2.00 Uhr ist es wieder vollkommener Tag. Man ist dann versucht, gar nicht ins Bett zu gehen. Es ist beinahe zu hell zum Schlafen, doch der Körper fordert sein Recht und die Gewöhnung hilft auch hier.

Nordlichter: Vielleicht denkt so mancher: Ach, die Kälte und die Abgeschlossenheit und das wenige, frische Fleisch und Gemüse und die wilden unzivilisierten Eskimos, wie kann man nur dort hingehen! Aber ich fühle anders. Ja, die Kälte und auch die Einsamkeit sind schwer zu ertragen. Man fühlt sich oft nicht wohl dabei. Wir fürchteten uns auch immer aufs neue vor dem Winter. Aber das alles geht doch vorbei und nicht jeder Winter ist gleich kalt. Die Einsamkeit und Abgeschlossenheit will freilich auch gelernt sein. Besonders ungeduldig sieht man neuen Nachrichten

⁷ Richard Herbert Filschke, geboren am 20. September 1915 in Killinek in Labrador, heimgegangen am 10. Oktober 1978 in Herrnhut.

⁸ Gemeint ist ein lang andauernder, heftiger Schnee- und Eissturm mit minimaler Sicht.

entgegen, vor allem, wenn man schon größere Kinder in der Heimat hat, die dort zur Schule gehen. Da sind die Nachrichten oft ein Jahr alt, wenn ein Brief irgendwo liegen bleibt. Selbst die neuesten Nachrichten sind immer mindestens einen Monat alt. Und doch: Wie freut man sich dann; wenn es nur gute Nachrichten sind!

Auch an die Kost muß man sich erst gewöhnen. Aber das ist noch am ehesten zu ertragen. Alles geht, wenn man gesund bleibt. Gottlob bin ich in den 17 dort verbrachten Jahren nie ernstlich krank gewesen. Daß man manchmal ein paar Tage liegen muß, ja, das kommt vor. Doch viel helfen auch der Wille und die Vorstellung: »Du darfst nicht krank werden! Was wird dann aus Mann und Kindern?«

Und da sind schließlich die Eskimos, mit denen man Freud und Leid teilt, die zu einem aufsehen wie Kinder zu ihren Eltern. Die gewinnt man auch lieb und es wird einem schwer, seinen Posten so schnell zu verlassen, wie wir es mußten. Es ist ja ein anderer Missionar an unserer Stelle, so daß die Leute nicht verwaist sind. Ja, man erlebt Freund und Leid dort und das bindet die Herzen zusammen. Das Land wird einem zur Heimat. Neben allem Schweren gibt es doch auch Schönes. Die Natur ist kahl und unwirtlich, aber doch großartig. Die herrlichen Nordlichter, die langen Tage, der Wechsel von Eis und Wasser, der schöne Sternenhimmel.



Der Gottesacker der Missionsstation Okak (aufgegeben 1919 nach dem Wüten der Spanischen Grippe mit 80 Prozent Toten).

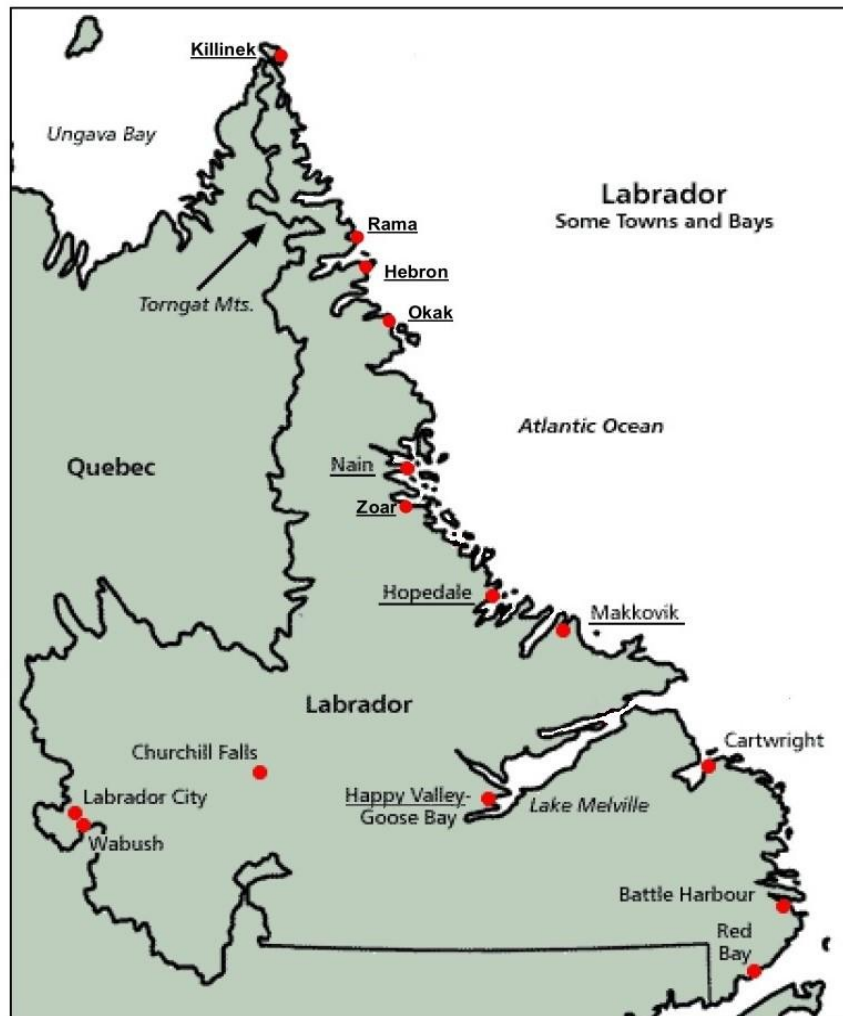


Polarlichter in Labrador, in der Arktis auch »Kinder der Sonne« genannt, nahe des magnetischen Pols besonders gut sichtbar.

Mögen meine Schilderungen die Herzen der Leser nicht kalt, sondern warm gemacht haben, daß auch sie ein wenig Liebe und Teilnahme fühlen für unser Völkchen dort in Labrador.

* * * * *

*Clara Filschke
Zeist, im März 1917*



Die 1.000 km lange Ostküste der Halbinsel Labrador mit den Missionsstationen der Herrnhuter Brüdergemeine (mit Unterstrichen).

EINIGE ERGÄNZENDE LINKS:

Zur Mission der Brüdergemeine in Labrador:

Allg. Aufsatz: <https://www.heritage.nf.ca/articles/society/moravian-church.php>

Aufsatz zur Musik: <https://t1p.de/oo1mk>

Aufsatz Missions-kritisch: <https://t1p.de/snadu>

Dokumentation einer Visitationsreise des späteren Missionsdirektors und Bischofs Benjamin La Trobe (1847-1917) durch Labrador im September/Oktober 1888:

PDF-Datei (63 Seiten): <https://t1p.de/xxlw5>

Zur Spanischen Grippe 1918, die nirgendwo auf der Welt prozentual mehr Todesopfer forderte als in Labrador und die Arbeit der Brüdergemeine schwer schädigte:

Allg. Aufsatz: <https://www.heritage.nf.ca/articles/politics/1918-spanish-flu.php>

Film »The Last Days of Okak« (24 Min.): https://www.nfb.ca/film/last_days_of_okak/

FÜR NOTIZEN:

Bearbeitung des Originaltextes, Bildersuche und Layout:

Andreas Tasche

Dresden-Wilschdorf, 3. Mai 2023